

jeder Art
liefert

e & Co

Rut
5195
alte 56-58
der Art

insel

en in jedem
rige Spezial-
Bedienung.
Abteilg.

ger
a. Rh.
t. 3747/3748

ir nehmen
bestands-
Darlehn
n Zahlung.

chtl. eichenes
schlafzimmer
mit Küche
Schränke und
Sofa
komplett

erie I 460.-
II 495.-
III 550.-

reisezimmer
ohnzimmer
Proze Auswahl.

**Möbel
rückels**
Neuss a. Rh.
ermannspl. 11.

MIT
LEBWOHL
GEFLEGT
FÜSSE

KÖNNEN
SICH
SEHEN
LASSEN

wohl gegen Fuß-
tungen u. Hornhaut
db. (8 Blätter) 68
in Apotheken u.
gieren. Jeder zu
kauft.
Schwaben-Druck, 23.
ter, Niederstraße 9.
n. Gärten, Wollf
erstr. 25, Möhren-
g. Wollf. 8. Mit-
ger, Wollf. 2. nach
Kathaus, Güterstr.
gerie 2. Waige,
berstr. 17, in Dor-
nen Adler-Drogerie
Zellf.

**Schlechte
Verdauung**

stopfung besel-
Magenwohl
Fl. 1.90 1/2 Fl. 1.25
genwohl Pulver
Dose 75 Pfg.
bertus-Drogerie
enkard Walge,
Niederstraße 17.
ter-Apotheke,
am Bahnhof.

Tempo-Trans

steuerfrei
führerscheinfrei

Tempo Weber

D-soldori,
oringstr. 112
n Hauptbahnhof
Rut 24493

**Leubau-
elder**

Finanzierung
40-70 % des
bau- u. Bodenwertes
günstigen Be-
tragungen. Geht, fünf
t. 2743

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 226 - Sonntag, 20. August 1933.

Bilder zwischen Park und
Straße am Nordkanal.

ikl

Feuerroter Blume fein,
Draussen Tags Erwachen;
Blauen Kleids ein Jungferlein
Eilt zu neuem Schaffen.

Hängen, hinken tut ihr Fuss,
Eil vom Tanz der Schützen,
Freudig aber ist ihr Muss,
Saubere Blick und Müttchen.

Schwalbe, wie sie wiegt zum Nest
Gräser streifend, Mückensummen,
Denkend hin und her der Jungen, —
All der Buben auf dem Fest.

Mutter! Blumen! — ach so weiss.
Führt die hergottsfrühe, grüne Strasse;
Liebe! Lenz! — in warmem Fleiss
Lösen Aufklang ferner, junger Erdentage:

Mutter, dorten lief mein Spiel,
Hell mein Haar im Schattenwind der Bäume,
Vöglein, Schwäne, Gräser viel
Singen fort, doch auch das Endlied aller Träume.

Nacht indessen ist hier nicht,
Wie's ihr Menschen sehet, oder Leides;
Kostet ruh'! an meinem Licht,
Nimm es heim ins stille Dunkel deines Kleides!"

Holdest Kind,
Ein Stern so hehr,
Hocherglüh't, in Klarheit schwimmend
Wonnig rein,
Unseen Tag
Mit Seele mehr,
Unsre Nacht mit Frieden füllend
Selig lind.

Blumen.

Skizze von Gertrud Grote (München).

Frau Annemarie stichelt an ihrer Flickarbeit. Kleine Sorgen und große Sorgen! Die knappe Witwenpension, die schwere Pflicht, Uli, ihren Einzigen richtig zu erziehen! Zehn Jahre ist der Junge nun alt, und doch so ungeduldig und flatterhaft noch — im Grunde ein gutes Kind, ganz gewiß — aber so wild und rücksichtslos —
Die hin und her wandernden Gedanken spiegeln sich auf dem noch jungen Gesicht der Frau, während sie bald eifrig, bald langsam die Nadel durch den Stoff von Uli's übel zugerichteter Sonntagsjacke führt. Von mir selbst hat er ja diese rasch zufahrende Art geerbt", denkt sie seufzend — und keine halbe Minute später schließt richtig ihr eigenes Temperament

in den gereizten Ruf: „Uli!“ — Sie hat im Nebenzimmer schleichende Schritte gehört. Was hat der Junge wieder vor, daß er so vorsichtig ist?

Uli kommt zögernd herein, ein hübscher Kerl mit blondem Haarschopf, sonnenverbrannt und barfuß. „Komm', Uli!“ — Frau Annemarie weiß nicht einmal genau, was sie von Uli will. Es ist ihr nur Bedürfnis, ihn von Zeit zu Zeit zu sehen und zu revidieren, in Aerger oder in Freude, gleichviel! —

Diesmal schlägt ihre Stimmung sofort zum Guten um. Uli hält einen frischgepflückten Wiesenblumenstrauß in der Hand, zierlich und liebevoll geordnet aus Schafgarbe, Löwenzahn, magerem Klee, Gräsern — allem, was auf staubigen Vorstadt-Bauplätzen gedeiht. Etwas Rührendes liegt auf dem kleinen Gebilde. — „Wie hübsch, Uli! Das ist etwas ganz anderes als das abgeraute Unkraut, das Du mir für gewöhnlich ins Zimmer schleppst!“

Uli sieht die Mutter unschlüssig an und wetzt seine nackten Füße aneinander. Doch als sie nach dem Strauß greift, beginnt es um seinen Mund unmännlich zu zucken. „Die Blumen Mutti, die Blumen — die hab ich ja für Ursel gepflückt, weil sie heute Abend von der Reise wiederkommt.“

Frau Annemarie senkt den Kopf und schweigt — ganz gegen ihre Gewohnheit. Sie hält sich selbst vor: lächerlich ist es, sich von dem kleinen Mißverständnis so wehe tun zu lassen.

Und doch kann sie es nicht ändern, daß es sie bis ins Herz hinein schmerzt; sie möchte am liebsten weinen!

Schuldbewußt lugt der Junge unter seinen langen Wimpern hervor zu der stillen Mutter hin. Er kann ihr Gesicht nicht sehen, und was da vor sich geht, fühlt er nur unklar. Aber plötzlich macht sich sein kleines Herz in lautem Geheul Luft. Die Mutter legt die Hand auf seinen Nacken. „Komm,

Das ist des Aufbruchs Widerhall

Die Luft erfüllt nicht nur das Licht,
Ihr heisser Atem trägt den Schall
Von wieder wachem Männertakt
Und selbstbewusstem Führerruf.

Der Welt des Jazz sind ein Gericht
Lebend'ge Kehlen überall,
Hell tönet Volks und Streiters Lied,
Wenns Fährlein arbeit-, heim-wärts zieht.

Auf langer Strass und offnem Platz
Mahnt straff es an des Bluts Beruf;
Maschine? — ja! doch eigne Kraft,
Wenn Herr der Geist, das ist's, was schafft ...

Es klingt im Aufbruch ... Bruderschaft.

Der Abend senket seine dunst'gen Schleier
Aufs gold'ge Dach des Wimpelmasts wie Saat;
Der steht in Ruh, er hofft auf neue Feier,
Derweil ein Spinnchen Fäden um ihn tat.

Der Morgen dann aus nächtlich tau'ger Seide
Ist Harrendem zu lichtem Tag erblüht,
Die Fäden wimpeln, sind ein echt Geschmeide,
Der Trost, ein andres Glück, dess' Gott sich müht.

„Die Welt ist so gross und reich und das Leben so mannigfaltig, dass es an Anlässen zu Gedichten nie fehlen wird. Aber es müssen alles Gelegenheitsgedichte sein, das heisst, die Wirklichkeit muss die Veranlassung und den Stoff dazu hergeben. Allgemein und poetisch wird ein spezieller Fall eben dadurch, dass ihn der Dichter behandelt. Alle meine Gedichte sind Gelegenheitsgedichte, sie sind durch die Wirklichkeit angeregt und haben darin Grund und Boden. Von Gedichten, aus der Luft gegriffen, halte ich nicht viel.“

J. P. Eckermann: Gespräche mit Goethe, 17. Sept. 1825.

Uli, weine nicht! Ich hab ja nicht gewußt, daß die Blumen für Urel sind! Gib sie ihr nur, sie wird sich sehr freuen.“ — „Du — Du kannst sie aber haben“, schluchzt Uli, „ich hole für Urel andere.“

Ein edler Wettstreit ist das! Die Mutter mag dem Jungen nicht begreiflich machen, daß es jetzt für sie keinen Wert mehr hat, die Blumen zu bekommen, und da er nicht nachgeben will, schickt sie ihn schließlich fort, nicht gerade unfreundlich, aber ungeduldig. Sie möchte allein sein.

Frau Annemarie fährt auf, als leise die Tür geht. Uli ist es, der sich wieder ins Zimmer hineindrückt. Er trägt vorsichtig drei lange rote Nelken vor sich her, mit Draht und Grün gebunden, schon etwas angewelkt. — „Da“ — er streckt sie ihr unbeholfen hin. „Das Geld hab ich aus meiner Sparbüchse geschüttelt“, fügt er plötzlich hinzu, und dann, in treuherziger Entschuldigung ob dieser Verschwendung: „Ich hab sie auch etwas billiger bekommen.“

Der Dienstmann macht alles.

Reportage von Hans Hörner.

Mein Abkommen mit dem Dienstmann 167 hatte nur drei Paragraphen. Der erste ermächtigte mich, einen Nachmittag lang mit der Diensthilfe und der nummerierten Küche 167 an Stelle des Dienstmannes Karl Lenz zu arbeiten. Im zweiten und dritten Absatz des kleinen, mündlichen Vertrages verpflichtete ich mich, streng nach den Sätzen des Dienstmanntarifes zu arbeiten und den Verdienstverlust des Dienstmannes Lenz in voller Höhe zu ersetzen. Das heißt also, daß ich ihm mein Einkommen als Dienstmann abzutreten hatte. Wie ich am Abend herausstellte, erreichte mein Arbeitslohn den Betrag von vier Mark und 20 Pfennigen.

Die Dienstmannzentrale war ein kleiner nüchterner Raum mit Holzbänken, zerweigten Dielen und etwas schadhafte Wänden. In der Ecke gab es ein altes Stehpult. Darüber baumelte ein Exemplar des Dienstmanntarifes. Da ich mich nach seinen Bestimmungen zu richten hatte, studierte ich ihn eine Weile. Dann setzte ich mich zu meinen Kameraden auf die Holzbänke, die dem Telefonapparat am nächsten war. Es wurden nicht viele Worte gemacht. Die Leute rauchten, einer las die Zeitung. Von der Straße hörte man Fahrplänke, Autohupen, Menschen.

Wenn das Telefon rasselte, gab es jedesmal einen kleinen Ruck in unserer Mannschaft. Der Kamerad, der an der Reihe war, stand auf, horchte in den Fernsprecher, wiederholte einen Straßennamen und eine Hausnummer. Fragte wohl mal, ob er einen Handwagen mitbringen sollte. Nichts und zu und ging. Derjenige, der beim nächsten Anruf an der Reihe sein würde, machte sich gleich langsam fertig, kloppte noch ein Pfeifen, packte seine Stulle weg, faltete die Zeitung zusammen. „Was dann malst du denn jetzt, was ma wohl schon vadienen wib“, sagte mit einer.

Und dann war eben ich an der Reihe! Am Telefon sprach eine verwirrte Frauenstimme, die mir einschärzte, sofort zu kommen. Ein Handwagen sei nicht nötig. Es wäre etwas anderes. Ob ich ein Huhn schlachten könnte. Ein Huhn? Dienstmann macht alles, gnäde Frau!

Ich kam in eine nette, bürgerliche Wohnung. Im Korridor hing ein großes Füllhorn aus Perlmutter. Auf dem Sofaaufsatz stand eine Krippe, deren Arm abgebrochen und falsch angeleimt war. Das Huhn lag unter dem Herd.

Die Leute hatten es selber schlachten wollen, aber es war ihnen durchgegangen. Es hatte ein paar Töpfe heruntergeworfen und die Hausfrau und das Stundendienstmädchen sehr erschreckt. Der Junge lag im Wohnzimmer und grinst. Er wollte das Huhn unter keinen Umständen anjaßen.

Das Tier also sah unter dem Herd. Der Kohlenkasten, zwei Eimer und ein Spaltbrett hinderten es, hervorzukommen. Ich schob einen der Eimer zur Seite und machte beruhigend „Tut-tut“. Es war eigentlich ein ganz vernünftiges Huhn. Die Leute hatten es mit ihrer eigenen Mangelhaftigkeit verdrückt gemacht und riefen nach einem Dienstmann, weil man von ihm allenthalben eine gemütlige Besonnenheit erwartete. Ich besann mich also auf diese gemütlige Besonnenheit und langte das Tier unter dem Herd hervor. Die Leute brachten ein altes Spaltbrett herbei und ein kleines, etwas schartiges Weil. Das Huhn streckte von selbst den Hals, und die ganze Familie sah ihm dabei zu. „Hu!“ machte die Frau, als ich zuging.

Mein zweiter Fall? Es war ein Teppich zu klopfen. ein nicht sehr großer, schöner, alter Teppich. Die Tochter des Hauses öffnete mir mit eifriger Miene, sie war ganz Ablehnung und rief in die Wohnkammer: „Mutter, Dein Dienstmann!“ Während ich den Teppich im Hof klopfte, hantierte die Tochter in der Wohnung mit einem Staubhauger! Mann, ein Staubhauger und ich soll diesen Teppich klopfen? Da kam die Mutter, eine gnäde, alte Dame und sah mir bei der Arbeit zu. Sie war in sehr weicher Stimmung und erzählte mir, dieser Teppich sei ein Geschenk ihres verstorbenen Mannes. Es widerstehe ihr, ihn mit einem Staubhauger zu behandeln. Zu Lebzeiten ihres Mannes sei auch immer ein Dienstmann gekommen, um die Teppiche zu klopfen und, ja, nun wolle sie es mit diesem einen, lieben Teppich weiter so halten. Ich gab mir Mühe, sie zu verstehen und begriff dabei, daß ein Dienstmann Anteil nehmen muß an den kleinen Menschlichkeiten, denen er begegnet. Die alte Dame gab mir das beste Trinkgeld, das ich an diesem Nachmittag verdient habe.

Dann kam die Sache mit dem Brief und den Blumen! Ein etwas großspuriger junger Mann schickte mich los, um einen Strauß Rosen und ein lilafarbenes Brieflein in ein schmuckes Haus zu bringen. Unterwegs malte ich mir die Empfängerin aus und einige Augenblicke mit mir selbst, daß sie tiefdunkles Haar und sehr blaue Augen haben werde. Ich bekam aber statt der jungen Dame nur ihre Frau Mutter zu sehen. Sie war sehr blond und sehr ungehalten. Sie fragte mich aus, von wem ich käme und wie es in der Wohnung des jungen Herrn aussehe. Schließlich vertraute sie mir nebenbei an, daß sie sich wirklich nichts aus meinem Auftraggeber mache. Und deshalb schickte sie mir dann auch die Tür vor der Nase zu. Päng, da wären wir abgeblüht, der junge Herr und sein Dienstmann. So sind die Leute!

Später hatte ich den Koffer eines biden Herrn zum Bahnhof zu bringen. Es war ein gemütliger, gutartiger Herr mit Grübchen im Kinn. Ich kenne den Jued seiner Reize nicht, aber es steht fest, daß es eine glückliche Reise war. Denn nur bei glücklichen Reisen nimmt man zu einem so leichten Koffer, wie ich ihn tragen mußte, einen Dienstmann. Wir waren früh auf der Bahn, der gemütlige Herr lächelte mir zu, ging mit mir in den Wartesaal dritter Klasse und spendierte mir einen Korb und zwei Zigaretten. Das war das Trinkgeld! Weil er selbst so glücklich war, wollte er wohl, daß ich mich gleich an dem Trinkgeld erfreue.

Die Mutter sieht in das eifrige Kindergesicht, sie sieht auf die steifen Blumen — und sie denkt unwillkürlich an den lieblichen kleinen Wiesenstrauß. Es schmerzt noch immer, aber schon rücken sich die Dinge sanft und leise wieder zurecht. Sie nimmt Uli kleine Hand, die schmutzig ist, wie stets; sie weiß auf einmal: der Junge ahnte ja nichts von dem Wert seiner mit erfinderischer Liebe selbstgepflückten Blumen — er glaubt der Mutter jetzt etwas viel Besseres zu bieten als die gewöhnlichen, immer erreichbaren Wiesenkräuter. Doch, er hat seine Mutter lieb auf seine Art; nicht nur das achtslos weggeworfene Unkraut im alltäglichen Leben gehört ihr, sondern da, wo es darauf ankommt, auch besondere Ehre und Dankbarkeit, so gut es das Kind versteht. Daß aber Jugend zu Jugend eine andere Sprache spricht — besser ist es wohl, man fügt sich vornehmend dahinein!

„So wunderschöne Nelken, mein Uli! Die müssen wir in meine beste Kristallvase stellen!“

Er wollte dabei sein, wie etwas von seiner Laune auf mich fiel. Man sieht, ein Dienstmann muß sich mit seinem Herrn freuen können, wenn es gewünscht wird.

Aber dann gab es prompt eine böse Sache! Eine möblierte Dame wollte Knall und Fall umziehen, und ich mußte Kleider, und Wäsche in einen Koffer werfen, kitschige Bücher unter den Arm klemmen und beim Baden zuhören, wie die Dame sich mit ihrer Wirtin auskannte. Ich machte zu dem, was ich in diesem Falle tat und hörte, das uninteressierte Gesicht, das man gewöhnlich an Dienstmännern feststellt. Auf diese Weise kam ich dahinter, warum sie es machen! Weil viele Menschen sich einzubilden scheinen, ein Dienstmann sei eigentlich gar nicht da, man brauche keine Rücksicht vor ihm zu nehmen. Das ist dumm, aber es ist

Einiges über die Sprache von Wilhelm Busch.

Die unwiderstehliche Wirkung, die Wilhelm Buschs Werke immer wieder ausüben, beruht nicht zuletzt auf der Sprachmeisterlichkeit des Dichters. Sie war nicht einfach glückliches Erbe des Künstlers — aus den Veröffentlichungen der Brüder Möbete, seiner Kessen, wissen wir, wie gründlich er über die Sprache nachgedacht, wie sorgfältig er am Ausdruck gearbeitet, ihn gewendet und gefeilt hat. Er beherrschte vielfach, daß er zu wenig auf wissenschaftlicher Sprachlicher Bildung fuße; oft vergnügte ihn auch wieder, daß dieser Mangel ihn Freude haben ließ an sprachlichen Beobachtungen, die vor einer zu genauen Nachprüfung nicht werden bestehen können. ... Ihm lebte die Sprache, vor allem das Plattdeutsch mit seinem krausen und reizvollen Dialektvortrags. Und kein schöneres Urteil könnte seinem Gefühl für Schönheit der Sprache gesprochen werden, als wenn er selbst sagt: „Um die Sprache sein eigen zu nennen, muß man, glaub ich, was drin erlebt haben, etwas sehr Wichtiges, nämlich die Kindheit. In diesem Sinne habe ich zwei Sprachen: Hochdeutsch und Plattdeutsch. Nur was in diesen Sprachen, in den Sprachen meines Paradieses, geschrieben ist, kann mich trüben, das heißt in innerster Seele trüben.“ Wir erfahren weiter, daß der Dichter bis in die letzte Zeit seines Lebens dieses Wörterbuch fleißig benutzte; er hat darin fast Seite für Seite beschrieben mit selbstbeobachteten mundartlichen Eigenheiten, mit Worterklärungen und Vermutungen, die er sich aus dem Grimm, dem Moritz Heyne und anderen sprachlichen Werken holte. So hat auch Wilhelm Busch dem Volke „auf's Maul gesehen!“ Diesem festen Bewusstsein mit der plattdeutschen Sprache des Volkes verband er die Naturnähe und volkstümliche Schlichtheit der Rede (besonders in seinen prosaischen Schriften), die Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Darstellung, die Fülle des Ausdrucks bei aller gedrängten Knappheit und — niederdeutschen — Sachlichkeit.

Freilich liegt hier auch der Grund für ein gewisses sprachliches Sichgehellenasse; man darf geradezu von einer jeden Schnoddrigkeit reden. Doch soll das kein Tadel sein. Es gehört

Bekannt seit Albeck seit 40 Jahren
Für gute gediegene und solide Waren

zum Wilhelm-Busch-Stil. Wo er „in Hemsdärmelei“ solche Freiheiten gebraucht, sind sie durchaus am Platz: Bekümmernisse, fortgelassen, gehunten, gerummt, er brummt, er begunnt, Fleißigkeit usw. oder so zwanglose Wendungen wie: „Ach, mein Geld ist hin, wie einst Kozmianen seines“, oder bei der Beschreibung des schwarzen Affenfängers, der dreieckige Kürbischillen wählt: „Für auf den Kopf die große eine, — für an die Hände noch zwei kleine; oder die Verdopplung der Verneinung: „Drum schief mit deinem Büsterricht — auf keine alten Leute nicht!“ Oder endlich die Umschreibung des Zeitworts mit „tun“: „...bis ihn der Salat — Aus beiden Ohren fliegen tat.“

Oft sind solche Wendungen und Bildungen gewiß des Reimes wegen gewählt und geben diesem seine Schlagkraft: In der Kammer, still und donkel, — Schäft die Lante bei dem Dinkel. Wer lachte nicht, wenn der Schaff „Rebs“ und „gottlobs“ reimt, oder mit edler Dreistigkeit: Grad als die Mutter, Frau Senator Dobsen. — Ein wenig kannte, weil sie's selbst verdröben; wenn er einen kurzen Laut behut oder einen langen lürzt: Die Rinnen des Daches, nützlich und gut, — Wiegt er nach außen, bis alles laput: oder: Die Fliege blus Trompete, — Die Müde Klarinette.

Auch sonst schirmt er keineswegs davor zurück, sich seine Wörter kurzerhand für seinen Jued zurechtzubereiten und zu strecken: Karrelsbad, Maientäfer, Tutehorn, Laideschwein, Notizenbuch u. ä. Er fügt drollige Wortneuschöpfungen wie Jungfernbundesfahrnslange, auf das Liebenswürdig-bereitwillige („Edwards Traum“), Raumvorhandenseinsge (Schein und Sein).

Mit Glück verwendet er auch ältere en oder A u s d e u t e, namentlich in der Dobsie, die s knapper Neubelebungen den Humor der breiten Ueblichkeit, weit überflügelt. Gleich köstlich trifft er den für Stand oder Alter herkömmlichen Stil: die wunderbaren Predigten von der Kanzel, aus dem Munde des „Elters“ — um in meinem Stile zu sprechen — an den Sohn oder der wohlwollenden Vorgesetzten; auch da sind „Wilder zur Dobsie“ wieder reich an Prachtstücken. Köstlich ist in „Tipps, dem Affen“ der Gegenjag zwischen der auf hohen

auf der anderen Seite ein Zeichen für die selbstverständliche Diskretion dieser einfachen Männer. Sie sprechen noch nicht einmal untereinander über solche Dinge. Aber man braucht sich nach alledem nicht zu wundern, daß sie so gute Menschenkenner sind.

Das Tollste aber war der Umzug mit dem Klavier. Wir wurden zu zweien geufen. In ein feines, gutes Haus. Gleich in der Diele nahmen wir die Klänge ab und legten sie auf den Teppich. Ich wollte die meine eigentlich an die Garderobe hängen, aber mein Kamrad sagte mir, daß so seine Leute es oft nicht gern sehen, wenn ein Dienstmann seine Klänge so einfach an die Garderobe hängt. Das sei schlimmer, als wenn er sie aufbehält.

Wir hatten ein Klavier von einem Zimmer durch die Diele in ein anderes Zimmer zu schaffen, und die Dame trieb uns dabei tüchtig an. Das Hausmädchen wagte, ihr zu sagen, daß der gnädige Herr das Klavier sicher nicht gern in dem neuen Zimmer haben werde. Dafür wurde das Mädchen hinausgeschickt, und wir mußten uns noch mehr beeilen. Ich denke, weil das Vieß als vollendete Tatsache im anderen Zimmer stehen sollte, wenn der gnädige Herr nach Hause kam. Ein Trinkgeld belamen wir in diesem Hause nicht. Ich war noch nicht einmal während darüber, obwohl ich Karl Lenz gerne einen guten Verdienst gebracht hätte. Aber wenigstens entschädigte mich der zweite Teil dieses Falles.

Als ich am Abend nach der Arbeit mit einer Reihe von meinen Kameraden in einer kleinen Schenke saß, kamen Zweite und erzählten, sie seien in jenes selbe Haus gerufen worden, in dem ich das Klavier wegen war. Der gnädige Herr selbst habe die Tür geöffnet und ihnen ein gutes Trinkgeld dafür gegeben, daß sie dieses verdammte Klavier wieder auf den alten Platz zurückgeschaffen!

Stellen einherstehenden Redebeise des Professors Köhn und der Alltäglichkeit des von ihm behandelten Stoffes, zumal in der lächerlichen Lage, in die der würdige Redner gerät: „Hältig begibt er sich fort; inbeiden, die Würde ist mäßig.“ Wie östlich wirkt auch jener gelehrte, altväterliche Ton, mit dem der treffliche Magister Woltemann (in „Fisch und Plum“) seine veredelnde Tätigkeit an Paul und Peter beginnt!

Mancher Ausdruck, den Busch neugeschaffen oder wiederbelebt oder in neuer Einbebung eingeführt hat, bedeutet eine Vereinerung unserer Sprache: das Nahgefühl (der Kellnerin), wehmühten, verdünnern (der Wade Schwallt verdünnert sich); wie anschaulich und klangvoll ist einmal „himelbammeln“ für „hangeln“!

Die Lebendigkeit erreicht Busch auch durch A u s r u f e, Sätze wie Wörter, mit denen er immer wieder den Fluß der Erzählung unterbricht. Eine ganze Fontäne solcher kraft- und klang- und oft auch anschaulich-reicher Ausdrücke enthält das vierte Hauptstück der „Frommen Delene“, „Der Frosch“: Schau, schau! — Huds da! — Platsch! — Schwall! — Rutsch! Oder: „Ach! — Die Venus ist verbi! — Kladderadoms! — von Medici!“ Doch damit komme ich bereits auf das Gebiet der Verunstaltung vorüber sich, ebenso wie über seine Nannengebung, ein besonderer Aufsatz schreiben ließe.

Wie in den zuletzt angeführten Versen das Wörtchen verbi, so steigert oft ein Fremdwort die komische Wirkung: Es krümmt voll Quale — Des Katers Schweiß sich zur Spirale, oder: Vekt aber naßt sich das Waldr, — Denn dies Getränke ist Likör.

Manchmal dient dem Dichter das Fremdwort dazu, einen altfränkischen Zeit- oder Standesstil zu kennzeichnen, so wenn in „Schnurdbirn“ der Doktor Siebel „jubiziert“, daß der Knabe — ein Ungebiert im Kiebe habe“, wenn Herr Lehrer Knörrie „zum Exempel“ sagt, wenn Hieronymus Dobsens Vater einen Brief unterschreibt als „Dein treuer Vater — Hans Dobs, pro tempore Senator“ oder endlich, wenn nach Dobsens „Examen“ die hohe Prüfungsbehörde berät:

Ob es mit gutem Gewissen zu raten, daß man in die Klasse der Kandidaten des heiligen Ministerii den Hieronymum aufnehmen soll.

Häufig macht sich Busch offensichtlich selber lustig über das von ihm gebrauchte fremde Wort und äußert das schon durch die falsche Schreibung: Berischäre, Kondischon, „zu Kattermäng“ (a quatre mains), „so ichredlich antiquat“ (ennuyant). Zuweilen mag er auch aus Bequemlichkeit zum Fremdwort gegriffen haben: Knopp, der fühlt sich recht geniert, — Klänge hat derweil serviert. Oder: Oh, das war mal eine schöne — Nützende Familienzene!

Bedenfalls ist Wilhelm Busch den Fremdwörtern nicht gerade aus dem Weg gegangen, mindestens nicht in seinen Versen. Die komische Absicht, die Nützlichkeit auf den Reim erklären manches. Doch ist auch nicht zu übersehen, daß zu der Zeit des Dichters der Kampf gegen das Fremdwortwesen eben erst eingeleitet hatte und das Sprachgewissen noch nicht geschärft war. Im alltäglichen wie im bürgerlichen Leben war noch manches Fremdwort gang und gäbe, das uns heute „vorintuslich“ anmutet: Sallet (= kleines Gemacht), pendulieren, Coupe, Portemonnaie, präntieren.

Gelegentlich begegnen wir aber auch einer guten Verdeutschung, so wenn er für das sonst bei ihm beliebte Wort Spirale „(Quallspirale)“ oder vielmehr für spiraltisch „wirbelartig“ gebraucht.

Seltener als in den Versen finden sich Fremdwörter in Buschs minder bekannten Prosaarbeiten. Schon die kurze Lebensfuge „Was mich betrifft“ ist das Muster einer knappen, aber inhaltreichen und lebensprägenden, echt volkstümlichen Darstellung. Und in den beiden philosophisch gerichteten Prosaarbeiten „Edwards Traum“ und „Der Schmetterling“ ist die Sprache frisch und blutwarm, kräftig und bildreich, dabei von größter Einfachheit und jener Ungezwungenheit, die auch vor niederdeutscher Derbheit nicht zurücksteht. Das Volksmärchen, dem Dichter wohl vertraut, hat hier, wie auch anderswo, so besonders in seinen „Stippköchen“ oder „Sechs Geschichten für Kessen und Nichten“, seine Gedanken- und Sprachwelt wunderbar verliert und bereichert. Vollends in den viel zu wenig bekannten Prosaarbeiten, seinen „Schmerzengeldern“, ist Wilhelm Busch einer unserer Sprachmeister.

F. W i v e r m a n n
in „Muttertsprache“

Zeitschrift des deutschen Sprachvereins.

Die Frau und ihr Heim

Zum Arbeitsbeschaffungsprogramm.

Auch die Hausfrau kann dazu beitragen.

Nachdem die politische Macht sich stabilisiert hat, kommt es nun darauf an, der deutschen Wirtschaft neues Leben einzuhauchen. Das große Arbeitsbeschaffungsprogramm dient diesem Zweck ebenso sehr wie die mannigfachen Bemühungen, abseits der staatlichen Aufträge das Nadelwerk der Wirtschaft wieder mehr in Gang zu setzen. Jeder einzelne kann dazu beitragen. Denn wenn jedes Ding seine zwei Seiten hat, so hat die Volkswirtschaft sogar so viele Seiten, als Einzelwirtschaften sie bilden. Der Familienhaushalt ist ein der großen Fabriken mit Tausenden von Arbeitern ebendürftiger Betriebe; hier wie dort wird gewirtschaftet nach durchaus demselben Grundsatze, mit dem geringsten Aufwand den größtmöglichen Nutzen zu erzielen. Die Summe der Bilanzen ergibt erst das Ergebnis, aus dem sich der Erfolg oder Mißerfolg ablesen läßt. „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ — diese Lehre, die die Grundlage des neuen Staates bildet, ist nun keine wirtschaftliche, sondern eine sittliche Forderung. Wer zu Nutz und Frommen der Gemeinschaft seine eigene Wirtschaft zerkleinern wollte — und manchmal trifft man auf solche Aufzählung —, der handelt weder ökonomisch noch sittlich, sondern ganz einfach dumm und unvernünftig. Das Interesse der Volksgemeinschaft deckt sich überall mit dem Interesse der Volksgenossen; Staat und Volk bilden keinen Gegensatz mehr, sie sind eins. Aus diesem Grunde wäre es unangebracht, wenn nun mit einem Male „über die Verhältnisse“ gelehrt werden sollte in der Meinung, durch unnötige Anschaffungen die Wirtschaft ankurbeln zu können. Wohl ist es wichtig, z. B. der Maschinenindustrie Aufträge zuzuführen zu lassen. Wenn aber nützt das schönste steuerfreie Auto, wenn es nicht unterhalten und gefahren werden kann? Es wäre nur noch

„totes Kapital“ in diesem Falle. Was nützt die Hausfrau der Elektro- oder der Gasherd in der Küche, wenn sie durch seine Benutzung zwar etwas „Arbeit“ spart, auf der anderen Seite aber wieder gewisse Nachteile in Kauf nehmen muß? Ist sie tatsächlich so überlastet, daß sie den Haushalt nicht allein versehen kann, dann stelle sie eine arbeitslose Hausangestellte an. Das ist das geeignetste Mittel, der allgemeinen Wohlfahrt zu dienen. Noch immer sind mehr als vier Millionen Arbeitslose in der Wirtschaft unterzubringen. Das Beispiel der Thüringer Glasindustrie, die Maschinen über Maschinen in Betrieb nahm und darüber die Sorge für den Menschen vergaß, ist anwendbar auch auf den Haushalt, dessen volkswirtschaftliche Rolle nur zu leicht verkannt wird. Es ist weder sozial noch national gedacht, die Haushälterin abzuschieben und sich statt ihrer einen Staubsauger zuzulegen. Der deutsche Vergarbeiter wird in Mitleidenschaft gezogen, oder er ist vielmehr der leidende Teil, wenn anstatt der guten deutschen Braunkohlenbriketts mit einem Mal Strom von jenseits der Grenze oder Gas aus englischen Kohlen in der Küche verwendet wird. Es ist viel zu wenig bekannt, daß der Hausbrand nicht viel weniger Wärme verbraucht als die Industrie. Darum läßt sich ersehen, wie sehr die Wohlfahrt der in unseren Vergarbauwerken tätigen deutschen Menschen, des über das ganze Reich verteilten Brennstoffhandels mit dem deutschen Familienhaushalt verknüpft ist.

Es gibt der Beispiele noch mehr. Hingewiesen sei auf den Ruf: „Kauft deutsche Waren!“, auf die Bedeutung des Weinbaues und die Aktion zur Förderung des Ausbaus von Roggenbrot. Überall ist die Familie die Zelle, von der die belebenden Kräfte ausstrahlen.

Das Glück der Häuslichkeit. / Die moderne Bauweise hilft mit. Was alles dazu gehört.

Die Dichter haben es befangen und beschrieben, dieses hohe Glück, das die Sehnsucht und das Streben aller ist und das sich jeder vorstellt, wenn er von Ruhe, Behagen und Bequemlichkeit träumt. Der Aufgereagte und Überarbeitete findet hier Stille und Entspannung, der Sorgenvolle ruht aus und holt sich neue Kraft und neues Vertrauen zu sich selbst, der Gedrückte und Gekümmerte richtet sich auf und der Gefährdete und Heitere wird doppelt frohlich. Das Glück der Häuslichkeit, dem nach dem Dichterverein kein anderes gleichkommt, umfaßt uns alle mit sanften, lieben Armen, gibt unserem Leben Zweck und Halt und erfüllt unsere Seele wie die Begriffe Heimatland und Mutterstube.

Es ist eines der erfreulichsten Ergebnisse der modernen Strömung, daß sie bei der neuen Bau- und Wohnweise an dieses Glück der Häuslichkeit denkt und es überall mit im Auge hat. Schon gleich bei der Lage und Umgebung der Wohnung. Man weiß, daß zum häuslichen Behagen auch eine ruhige, friedliche Umgebung gehört. Deshalb vermeidet man bei den neuen Wohnungsanlagen auch jeden Ausblick auf düstere, enge Gassen, kahle Mauern und nackte Fabrikschornsteine. Man errichtet vielmehr, wo irgend es geht, heitere Grünflächen, Rasengürtel und Schmuckplätze, auf denen das Auge mit Wohlgefallen und angenehmen Empfindungen ruht.

Enge, graue Gassen engen den Blick und den Geist ein; freie, frische Grünplätze und Anlagen stimmen die Seele heiter. Und es ist ein Unterschied, ob man morgens beim Aufstehen einen munteren, frohen Eindruck empfängt, oder einen griesgrämigen. Zur Freude an der Häuslichkeit gehören ferner Licht und Sonne, und es ist ein Segen der modernen Bauweise, daß sie überall mit dunklen Winkeln und finsternen, dumpfen Gefassen aufräumt. „Sonne, viel Sonne!“, lautet eines der obersten Befehle des modernen Wohnungsbaues, das möglichst

weitgehende Beachtung bei der Lage der Zimmer findet und möglichst jedem Raum direktes Licht gibt.

Ebenso ist Ruhe und Ungehörtheit zum Behagen an der Häuslichkeit unerlässlich. Wo es irgend angeht, wird schon bei der Wahl des Platzes, auf dem die Häuser errichtet werden, darauf Rücksicht genommen. Aber auch bei der Anlage der Zimmer selbst wird darauf geachtet, indem man bei Häusern an Nord-Süd-Strassen die Wohnräume an die Straßenseite legt, alle Hauptwohn- und Schlafräume aber von der Straße abgewandt unterbringt.

Hübsche Gärten in den Zimmern, lauschige, warme Nischen und besonders hergerichtete behagliche Winkel geben der Wohnung einen hübschen anheimelnden Charakter, der den Genuß an der Häuslichkeit erhöht. Mit Gesicht und Geschmack läßt sich hier viel Schönes herichten, aber nur dann, wenn die Zimmerwände genügend Platz dafür hergeben. Auch daran denkt die heutige Bauweise. Sie ordnet Fenster und Türen so an, daß möglichst große Wandflächen gewonnen werden, aus denen eine fundige Hand viel machen kann.

Möglichst wenige Mietparteien an einer Treppe, Klosett und Bad, wo es irgend zu machen ist, getrennt voneinander, Wandwaschbecken, eingebauter, luftbarer Speiseschrank, Vermeidung aller Kalorienmängel, Kleinwohnungen, von zwei Zimmern an, zu erschwinglichen Preisen, die den Wegfall des Untervermietens antreiben — das alles sind Mittel und Helfer zur Schaffung wahren, ungeführten Behagens in den eigenen vier Wänden und damit zum Glück der echten Häuslichkeit.

Die neue Generation wird besser, schöner, gesünder und froher wohnen als die Alten, und so werden die neuen Wohnungen wesentlich mithelfen, ein gesundes, freieres und freudigeres Geschlecht heranwachsen zu lassen.

Maria Himmelfahrt.

Erzählung.

Drei Kronen bogen sich um deine Stirn:
Der Jungfrau-Krone zarter Silberstreifen,
das Gold der Mutterkrone und der Reifen,
der rauh und grau, wie Eisenband am Firn.

Das Haupt umgibt: der Leidenskrone Last.
Du trugst sie alle mit der gleichen Würde,
die edlen Reifen wie die Schmerzensbürde,
des Himmels Tochter und der Erde Gast.

Nun gingst du hin zu dem, dem du geglaubt.
Dein stilles Erdwandern hat ein Ende,
und deine Sohnes glorienhelle Hände,
sie krönen neu dein lichtumstrahltes Haupt.

Doch dieser Himmelskrone Wunderschein
wird tief in unser Erdenbrot dringen.
Und wenn auch Cherubinen vor dir singen:
Du wirst doch immer unsre Mutter sein.

Aus Hildegard Stein, „Maria und ihr Kind“. (Als sacra, ...)

Keine Erziehung ohne Selbsterziehung.

Von M. Gerbrandt.

Ueber unerzogene Kinder wird viel geklagt — aber gibt es nicht auch unerzogene Eltern? Macht sich jeder klar, daß zum Erziehen vor allem Selbstzucht gehört? Daß es sich nicht darum handelt, was bezeugt ist, von den Vätern bewundert wird, was zum geraden Wuchs der jungen Pflanze erforderlich ist? Sind wir Herr unserer Tugenden und unserer Schwächen? Geben wir kein böses Beispiel durch Hochmut, Härte, Klatsch-

such, Geringschätzung fremder Arbeit und fremden Verdienstes, durch Unwahrhaftigkeit, Heuchelei, Vergesslichkeit?

Ach, niemand kann in allen diesen Punkten ein völlig reines Gewissen haben. Wir sollen uns bewußt sein, daß wir es nicht haben, und danach streben, diese Fehler vor allem vor den Augen der Kinder nicht aufkommen zu lassen. Nicht nur durch Lehren lernen wir, wie die Alten sagten, sondern auch durch Erziehen. Unserem Verhalten ist da durchaus kein Raum gelassen. Wir müssen das Rechte, soweit wir es erkennen, tun, weit mehr als unser kleiner Untergebener. Gar viele Eltern machen es sich leicht und meinen, das Leben wird nachher schon alles in Ordnung bringen. Das will sagen, daß sie Lehrern, Lehrherren, Arbeitgebern — kurz, anderen Leuten die Mühe zuschieben, die sie selbst scheuten. Die allergrößte Last aber büden sie dem eigenen Sprößling auf. Denn dieser muß mit viel mehr Kraftanstrengung, unter viel mehr Beschämung, Kränkung und oft nicht wieder gutzumachenden Fretümmern erlernen, was er im Elternhause ungleich angenehmer gelernt hätte. Mancher junge Mensch, dessen Eigenwille durch Verwöhntheit großgezogen ist, mancher, der nie gelernt hat, Anforderungen an sich zu stellen, ist überhaupt nicht fähig, sich dem strengsten aller Lehrer, dem Leben, anzupassen, und geht an dieser Unfähigkeit zugrunde.

Wohl müssen wir oft auf die Zukunft vertrauen, daß sie diese oder jene Mängel, die abzustellen wir uns vergeblich bemühen, ausgleichen werde. Aber es ist grausam, die Jugend ungerüstet in das stürmische Lebensmeer hinauszuziehen zu lassen. Je nach der Stärke unseres eigenen Maßstabs müssen wir sie versehen. Gaben wir sie selbst Recht und Unrecht unterscheiden lernen, sollten wir den Versuch dazu ruhig aufgeben. Es müßte ja zu Betrug und Selbstüberhebung führen, und namentlich für erstere haben Kinder ein sehr feines Ge-

fühl. Wir könnten uns gern als die Strebenden, Kämpfenden zeigen, die wir sind. Die junge Seele wird um so eher Vertrauen zu uns gewinnen. Denn gerade der Hochstrebende ist ja so beschaffen, daß für den nötigen Abstand gesorgt ist und das Kind immer den größeren, besseren, klügeren Menschen in ihm sieht. Unversehens wird dann aus dem kleinen Untergebenen ein Kamerad. Es kommt noch vielleicht eine Zeitspanne, in der die junge Seele, sich selbst nicht verstehend, in Ehen und Scham ihren eigenen Pfad sucht; eine Zeitspanne auch, wo vielleicht ein Wesen anderen Geschlechts alle bisherige Begleitung zurückdrängen scheint. Aber jene Entfremdung, die Eltern und Kinder zu Fordernden und Widerstrebenden, zu Richtern und trostigen Sündern macht, wird schließlich niemals eintreten. Vielmehr wird aus dem kleinen Kameraden von einst wahrscheinlich eine Stütze, ein Trost des Alters und eine Hoffnung, die in fernste Zukunft weist.

Empfehlenswerte Gerichte für den Spätsommer.

Brombeerkalischale.

In eine Glaschüssel voll Sauermilch gibt man 50 Gramm geriebenen Pampeln oder Schwarzbrot, etliche geriebene Rüsse und eine Tasse voll gesüßter, sehr reife Brombeeren. Man hebt alles leicht darunter, stellt die Sauermilch auf Eis und streut beim Servieren oben auf nochmals etwas Brot mit Zucker.

Milch und Butter zu Holunderbeeren.

Holunderbeeren nur mit Zucker gekocht, ergeben ein sehr streng und eigenartig schmeckendes Gericht, das nicht nach jedermanns Geschmack ist. Viel besser ist das Holundermus, wenn es mit Zwetschen, Milch und Butter zubereitet wird. Ungefähr 500 Gramm Holunderbeeren werden mit 500 Gramm ausgekeimten Zwetschen und dem erforderlichen Zucker weichgekocht. Aus Milch und einem Eßlöffel Mehl wird ein dünner Teig glatt angerührt. Dieser Teig wird in das kochende Mus gegeben und noch kurz aufgekocht. Zum Schluß wird noch ein Stück Butter, ungefähr 50 Gramm, an das fertige Mus gegeben. Die Butter soll aber nicht mehr aufkochen, sondern nur zergehen. Durch die Zugabe von Milch und Butter wird das Holundermus nicht allein sehr milde im Geschmack, sondern auch noch besonders nahrhaft.

Quartlauch mit Schinken.

Ein halbes Pfund feinstem Quart wird gesalzen und gut mit einem großen Stück Butter und zwei Eßlöffeln lauer Sahne vermischt. Dann gibt man feingehackte Petersilie oder Schnittlauch, zwei Eßlöffel Mehl, sowie ¼ Pfund feingehackten Schinken und 3-4 Eier darunter. Zum Schluß füllt man eine Meßerfülle Backpulver dazu, füllt die Masse in eine ausgebutterte Form (sehr hübsch sieht eine feuerfeste Glasform aus), setzt den Deckel auf und läßt den Auflauf bei mäßiger Hitze schön gelbbraun backen. Man reicht Salat dazu.

Pilzpfanne.

Jede Art guter Speisepilze ist dafür geeignet, am besten munden Steinpilze, die man vorzüglich und in feine Scheiben schneidet. Eine flache Backform wird ausgebuttert, dann vermischt man vier Eier mit 6 Eßlöffeln Milch und einer Eßlöffel Mehl — etwa einem gehäuften Eßlöffel voll — Mehl zu glatter Masse, schmeckt sie mit Salz ab, würzt sie mit einer Mischung von gehacktem Schnittlauch und Petersilie und schüttet die Eiermischung in die Form. Sie muß in einen mäßig heißen Ofen gestellt werden, dort sich leicht festigen und dann mit dem Zeller voll feiner Steinpilzscheiben bedeckt werden. Ueber diese streut man etwas Semmelkrumen und geriebenen deutschen Käse und schiebt die Pilzpfanne in den Ofen, bis Eiermasse und Pilzscheiben gar sind. Die Pilzpfanne wird in der Form zu Tisch gegeben, zu ihr reicht man kleine Bratkartoffeln.

Erklärung.

Wenn nur meine Frau nicht die Angelegenheit hätte, immer erst um zwei Uhr nachts ins Bett zu gehen! „Was tut sie denn die ganze Zeit?“ „Sie wartet auf mich.“



IMI geht aufs Ganze!

Halbe Arbeit gibt es da nicht. Nehmen Sie sich morgen mal Ihre Kämme, Bürsten, Schwämme und andere Sachen vor, die leicht fettig werden. Dann zeigt Ihnen IMI, was es kann!

Beim Geschirranwaschen genügt ein Teelöffel IMI für eine normale Aufwaschschüssel. So ergibt es!

IMI zum Aufwaschen, Spülen, Reinigen, für Geschirr und alles Hausgerät. Hergestellt in den Persilwerken!

Ungolitische Chronik

Neun, 20. August 1933

O, Aisha Sukinn!

Kenner der Materie wissen, daß Ferien auch ihre Schatten-
seiten haben; man braucht keineswegs den dieser Tage von mir
auf der Straße erlauteten Seufzer einer Mutter zu verall-
gemeinern, die da laut und vernünftig ihrem äusserst aktiven
8- oder 9-jährigen Sohn aus voller Kehle und frischer Brust
vorleszt: „Kind, wagt bin ich froh, wenn die Ferien
erum sind!“ Dieser unternehmungslustige Herr Sohn
mag für die Ferienzeit ganz besonders große Ansprüche an die
Mutter stellen, die ja gelegentlich zur Verzweiflung führen
können; aber solche Seufzer braucht man natürlich nicht ganz
wörtlich zu nehmen; sicherlich aber enthalten sie ein Körnchen
Wahrheit, und dieses Körnchen vermittelt Verständnis für die
Wirksamkeit der Lehrpersonen, wenn man in der Beziehung
willigen Herzens ist.

Auch ein Autofahrer versichert mir dieser Tage tief-
seufzend, daß die Ferienzeit für die Autofahrer eine Art
Prüfungszeit sei. Da aber meistens zu einer richtigen Wirkung
eines Seufzers drei Zeugen gehören, so wollen wir uns dazu
stellen, indem wir auch seufzen: „Kind, wagt bin ich froh, wenn
die Ferien herum sind!“

Ferien schlagen ihre Wellen bis in die Redaktion, auch dann,
wenn ich selbst keine Ferien habe, was ich ohne Reiz feststelle.
Die Ferienzeit äußert sich auf der Redaktionsstube durch einen
vermehrten Strom von Einsendungen aus allen Gegenden
Deutschlands: „Ferienindrücke“ werden in Deutschland von
der Maas bis an die Memel, von der Elbe bis an den Belt
gesammelt; und ich muß sie konsumieren.

Ich könnte mühelos jeden Tag eine Seite „Ferienindrücke“
veröffentlichen, wenn ich Platz und Geld dafür hätte, und wenn
ich nicht fürchtete, daß die zuhaufgebliebenen Leser vor Reiz
plagen würden.

Vollschüler, Pennäler, höhere und weniger höhere Töchter,
Männer und Frauen aller Lebensalter und Berufe entdecken
an Regentagen in der Sommerfrische ihre schriftstellerische
Ader, ichwingen sich an den Schreibtisch der Sommerfrische
und machen den Versuch, durch eine mehrere Meter lange
Schildering der Schönheit ihres Aufenthalts einen Beitrag
zu den Reisekosten zu bekommen, indem sie versichern, daß sie
seit zig Jahren unter Abonnement, mindestens aber unter „sehr
geschätzter Leser“ sind. So sehr einem solche Liebe und solche
Erinnerung aus der Ferne auch freut, namentlich in diesen Zeiten
freut, so unrettbar drohe ich in dieser Papierflut zu verinken,
weil es entweder mit dem besten Willen nicht möglich ist,
oder aber, weil wir unmöglich die romantischen Impressionen
von Rhein, Mosel, Elbe, Harz, Weser, Ems, Aller, Vech, Diar, Inn,
Altmühl, Lab, Regen, Saar, Nahe, Sieg, Taunus, Meer
und See unterbringen können, ohne mindestens zwei
Liebesrichtchen in der Segerei einzulegen.

Und so muß ich denn auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen
Wege alle die kniefällige und Entschuldigung bitten, deren
Arbeiten nicht gedruckt werden; es ist immer ein besonders
herber Schmerz, wenn man jemanden enttäuschen muß; aber ich
komme um diese Unart nicht herum; ich muß! Soviel At-
tentionkapital haben wir garnicht, als daß wir alle
Wünsche auf diesem Gebiete erfüllen könnten.

Danbar aber drücken wir jenen die Hand, die ohne jeden
eigenjüchtigen Gedanken eine schlichte, nur mit einer frei-
markt beschriftete Postkarte schicken, auf der freundliche Grüße
stehen, oder gar hübsche Verse, wie z. B.:

„Aus fernem blauer Ferne
Dank ich immer gerne
Der R.G.,
Am Samstag den 1. ich immer,
Da ich in meinem Zimmer:
„Wenn ich sie heut nur hätte!“

Es gibt wunderschöne Postkarten; wenn man sie sieht,
dann möchte man am liebsten die Schreibmaschine in die Ecke
feuern, und von dannen jaulen. Auf mich wirken Waldpostkarten
und Bilder vom Hochgebirge am meisten; dann bin ich immer
hingerissen und ich muß mir einen ordentlichen „Deu“ geben,
daß ich nicht wütend werde; aber man muß auch gönnen können,
nein wahr?“ Und das tun wir denn auch! Schließ ich schreiben
wir nachhens auch einmal Postkarten, obwohl ich an der
Wirkung, die sie auf mich ausüben, sehe, daß sie meistens anders
wirken, als sie gemeint sind! Da kommt man, man sollte Postkarten
aus der Sommerfrische nur an Tanteinchen schicken. Damit
sie sich ärgern, oder damit sie denken oder erzählen: „Ich weiß
eigentlich jarnich, wo die Leute da von tue.“

Offener Brief an den R.G.

Es soll nur keiner glauben, daß Neuf etwa eine Veräbtheit
wäre! Offenbar sind nur wir Neuf nur in diesem Derau
gefangen. Wir bilden uns ein, daß der Ruhm des alten Novae-
sum, der Ruhm auch der mittelalterlichen Stadt so ziemlich
Allgemeingut aller Deutschen wäre. Dem ist aber nicht so!

Was nützt es uns, wenn in einem dicken Geschichtsbuch
„1000 Jahre rheinischer Kultur und rheinischer Geschichte“
lobend vermerkt steht, daß Neuf im Jahre 1475 die gleichen
Dienste gegen den westlichen Feind geleistet habe, die Wien
gegen die Türken getan habe, wenn wir in den Büchern der
Gegenwart überhaupt nicht bestehen?

Soll ein Buch der Gegenwart sich mit gestern in die Hände;
es heißt „Der Rhein“ und ist herausgegeben vom Rheinischen
Verkehrsverband. In diesem lauberen Fest sind die Schön-
heiten und Bemerkenswürdigkeiten des Rheines von Karls-
ruhe bis Emmerich aufgezählt. Es ist eigentlich nichts
darin vergessen, und wir erheben auch keinen Einbruch dagegen,
daß der Ruf von Neuf Eigenart und Lebenswürdigkeit hinter
dem mancher der neuen Stadt und manchen rheinischen Dries
zurückstehen muß. Aber wir sind in diesem Buch überhaupt
nicht vorhanden. Der Niederreim ist nur durch Emmerich,
Cleve, Uerdingen, Arefels, Duisburg, Köln und Düsseldorf
vertreten. Neuf fehlt, ist einfach nicht da!

Wir stellen das hier nur der Einfachheit halber fest, ohne
uns allerdings groß dabei aufzuregen; denn Aufregung ist
schädlich und unvernünftig.

Das wollen wir uns alle zusammen merken!

Kaum, daß wir diesen Schreden in Anstand getragen zu
haben glauben, besiel uns ein neuer, der uns Neufern die
Augen darüber öffnete, daß wir auf manchen Gebieten zwar
eine Veräbtheit, aber eine traurige Veräbtheit sind.
Diese Erkenntnis dämmerte am Dienstag im Saale des Neuf
Mitsgerichtetes, wo ein Veteran der Belletrik einer neuerlichen
Aburteilung entgegenhartete; ich glaube, er hatte so rund 25
Vorstrafen auf dem Bude! Dieses Mal bekam er 6 Wochen
Haft aufgebracht; er akzeptierte das Angebot des Staats-
anwaltes ohne mit der Wimper zu zucken; das heißt, gequält
hat er doch, denn er hatte einen Wunsch, wenn er schon keine
Verurteilung gegen das Urteil einlegte: er wollte die 6 Wochen
Anstalt in Düsseldorf „abmachen“ und nicht in Neuf;
da er diesen Wunsch äußerte, fragte ihn der Richter, warum er
denn unbedingt in dieser Richtung zu machen, vielmehr
auf darauf gab der alte Kenner den Bescheid, daß in Düsseldorf
im Gefängnis das Essen besser sei, als im Neuf
Gefängnis.

Auch über dieses Urteil eines Beurteilten wollen wir Neuf
uns nicht aufregen, aus Gründen, die wir oben ja schon nannten.
Es muß uns auch fern liegen, dem Neuf Gefängnis
irgendwelche Vorwürfe in dieser Richtung zu machen, vielmehr
glauben wir, daß dieses Urteil über die Küche des Neuf Gefäng-
nisses eine Art von Bestätigung der neuen Richtlinien für
den Strafvollzug ist.

Das Neufische Dingelkind.

Am vergangenen Dienstag gab es endlich während der
theaterlosen, schrecklichen Zeit einmal wieder eine Aufführung;
und zwar im Neuf Puppentheater. Wir haben schon darüber
berichtet, daß mehrere 100 Neuf Hugen und Mädchen und
Mütter und Väter und Tanten wieder heimwärts gehen mußten,
weil mit dem besten Willen niemand mehr in den großen Gesell-
schafts-Saal hinein ging; ob dieser Theaterfreundlichkeit der Neuf
Auge konnte man eigentlich eine lange Abhandlung schreiben,
wenn diese großen Zeiten das Neuf Theater entgegengeht, wenn
diese Augen erst einmal herangewachsen sein wird. Aber diese
weise Prophezei wollen wir uns sparen, weil wir doch nicht
so ganz sicher sind, ob sie eine absolut sichere Schlussfolgerung ist.

Früher ist das Neuf Puppentheater auf dem Wege, eine
Art National-Theater zu werden; man muß einmal gesehen
haben, wie die Neuf Jugend ihre „Puppentheater“ in ihr Herz ge-
schlossen hat, wie sie mit ihm im Druck ist, sich mit ihm freut,
mit ihm leidet und zuletzt triumphiert!

Puppentheater, das ist so eine Art Siegfried auf Neufisch! Schon
im ersten Akt hat er seinen Drachen getötet, einen Drachen,
der tatsächlich Feuer und Schwefel speit; Feuer und Schwefel
wurden damals — es war gerade die Saison — durch eine
Christbaum-Wunderkerze dargestellt; trotz aller dieser Schwierig-
keiten ist aber das Neuf Puppentheater damit fertig geworden,
ja, es hat außer diesem Lindwurm noch eine Menge anderer,
mindestens ebenso gefährlicher menschlicher Kreaturen zur
Strecke gebracht; es hat sogar die ganze Welt durchwandert,
Meere überwunden und ist jetzt wieder in Neuf angelangt,
wo es mit einer ganzen Räuberbande ebenso spielend fertig
wurde wie mit Drachen und Tieren.

Man muß einmal von Anfang bis Ende dabei gewesen sein,
wie die Neuf Jugend solchem Spiel zuschaut; das ist für jeden
Kinderfreund eine große und schöne Freude. Solche Art von
Puppenspielen ist nebenbei auch die beste Pflege der heimatischen
Mundart, die vor allen Dingen ja auch damit beschäftigt war,
aus welchem Grunde sie ja auch aus dem Kreise der Neuf
Heimatfreunde gewachsen ist.

Hunderie von Kindern mußten am Dienstag unverrichteter
Dinge wieder heimgehen, weil der Saal überfüllt war, und mit
diesem Andrang haben sich die kühnsten Hoffnungen erfüllt,
die sich die Macher der Neuf Puppenspiele, Karl Kremer und
Eduard Dahnen, getraut haben.

Neuf eine Bitte zum Neufischen Fest.

Aus unserem Leserkreis erhalten wir eine Einsendung, die
sich mit dem Schicksal beschäftigt; da wir von der „Reduktion“
dieser in dem Schreiben behandelten Dinge — offenkundig! —
nicht viel verstehen, so müssen wir die Verantwortung der
Vorläge dem ansonsten zuverlässigen Einsender überlassen.
Das Schreiben lautet:

„Lieber Daz!“

Endlich gehen die 52 Wochen Wartezeit, die nun einmal von
Jahr zu Jahr seit altersher zwischen der vergangenen und der
nächsten Kirmes liegen, ihrem Ende entgegen. Und nur zu bald
geht das Jähren wieder von neuem an. Alljährlich gibt's nun
an Grund der gehaltenen Erfahrungen hier und da Änderungs-
vor schläge in dieser oder jener „Kirmesfesten“ Angelegenheit.
Einen so schon Änderungs-vorschlag zu machen, ist der Zweck
der nachfolgenden Zeilen.

Für einen Schützenbruder ist es immer eine echte Freude,
wenn er an den Kirmestagen noch einmal zur Bühne greifen
und sein Glück und seine Kunst beim Preisvogelschießen erproben
kann. Groß ist die Freude für jeden, wenn es gelingt, den Kopf,
Schwanz, einen der Flügel oder sogar den Klumpfuß mit sicherem
Schuß herunterzuholen. Daß die Möglichkeit zu dieser Freude
noch lange bestehen bleibt, ist der Wunsch jedes begeisterten
Schützen.

Nun hat sich aber ein Gebrauch in den letzten Jahren be-
sonders, eingeschlichen. Überall gibt's sogenannte Meister-
schützen. Gut, die soll und muß es geben. — Es soll und muß aber
nicht sein, daß nun diese durch ihr Können an sich schon bevor-
zugten Schützen auch noch hingehen und für weniger sichere
Schützen einen Vogel nach dem anderen fast allein „abgrasen“.
Schaden hat letzten Endes der Verein, da andere, weniger
ichere Schützen die Lust verlieren, sich am Schießen zu beteiligen.

Seht, wo bei jeder nur möglichen Gelegenheit der gesunde
Gedanke: Gemeinnutz geht vor Eigennutz propagiert wird,
bedröht es an der Zeit sein, ihn auch beim Preisvogelschießen
vor Augen zu halten. Jeder Schütze muß es aus sich ableiten,
für einen anderen schießen zu wollen. Selbst ist der Mann!

Preisvogelschießen ist kein Privileg für Einzelne, Sieger
zu werden muß Jeder Gelegenheit haben. Nicht mehr als drei
Vögel für einen Schützen auf einen Vogel dürfte ebenfalls eine
Norm sein, die allgemein nicht auf Widerspruch stoßen sollte.
Unmöglich muß es in diesem Jahre und auch in Zukunft sein,
daß, wie im Vorjahre vom Einsender beobachtet wurde, stunden-
lang die gleichen wenigen Meisterschützen an die Stange gingen
und manchmal sechs und mehr Schuß nacheinander, zum Teil
für andere abfeuerten.

Nicht der verantwortliche Leiter des Preisvogelschießens
sein Augenmerk auf den vordringend gekennzeichneten Bedarf
und schafft in diesem Jahre Abhilfe, dann darf er des Dankes
vieler nicht sonderlich „begnadeter“ Schützen sicher sein. Die echte
Kirmesfreude wird für viele Schützenbrüder dann auch zweifellos
eine wesentlich größere sein.“

Unterschrift:

Linde — morning ausgelegt!

Unser Zeitalter bildet sich — mit Recht oder zu unrecht —
sehr etwas darauf ein, daß es so „sachlich“ ist; über Wert oder
Unwert dieser Tatsache kann man natürlich nicht streiten; der
eine hat es so gern, der andere so. Jedenfalls ist kein Zweifel
darüber, daß man augenblicklich „wenig Herz trägt“; in unseren
heroischen Zeitaltern ist man garnicht sentimental, und es
scheint selbstverständlich, daß man über die Liebe rundherum die
Karte räumt. Gelegentlich liefert die Zeit selbst, und das meistens
aus den Gerichtsfällen heraus, dafür die besten Beweise, obwohl
sie am liebsten den Verdacht der rettungslosen Sachlichkeit von
sich abtät. Hören wir, was uns über dieses Thema in „Köln
Tageblatt“ aus Frankfurt am Main gemeldet wird:

„Heiner und Hedi hatten sich Stern verlobt. Heiner ist
Schlosser und Motorportier. Deswegen wurde auch nicht das
Schlafzimmer getauft, wie das Hedi gewünscht hatte, sondern
ein herrliches Motorrad. Schläfen können wir immer noch, soll
er damals geäußert haben. Pfingsten wurde eine Tour nach
Neu-Weilmau gemacht. „Ausgezeichnete Straße“, lobt Heiner
jetzt noch vor Gericht. Aber unterwegs ging die Braut verloren.
Sogaragen spurlos. . . Kurz vor Frankfurt merkte Heiner, daß
die Sozia von ihrem Sitz verschwunden war. Heiner war dann
auch gewissenhaft die Landstraße bis zu einem gewissen Baum
zurückgefahren, wo man zuletzt Kopf gemacht hatte und noch beider-
seitig vorhanden war. Am anderen Tage rief er mal bei den
Eltern seiner Braut an und bekam die beruhigende Versicherung,
daß sie noch unter den Lebenden weile. Und da er am
Abend an einem Vorfrühling teilnehmen wollte, verschob er die
Nachfrage nach den näheren Umständen des Unfalls auf den
nächsten Tag.

Im Schillertragen und nackten Heinen — ein bißchen auf-
geregt, weil ihm gerade bedeutet worden war, daß das nicht
ganz die passende Tracht vor Gericht sei —, sich immer wieder
mit gespreizten Fingern in den blonden Schopf fahrend, ver-
sucht er nun dem Vorliegenden klarzumachen, daß „die heutige
Jugend nicht so zimperlich, sondern sachlicher als die alte Ge-
neration sei“. Deshalb verleihe „kein Mensch“, warum die Hebi
die Verlobung wegen der abnormen Sache mit dem Vertieren
auf der Landstraße aufgehoben habe und ihren Fuß auf dem
Motorrad zurückgefahren will. „Ich kann doch keinen Mann ge-
brauchen, der mich auf der Landstraße verliert und sich dann
noch nicht einmal um mich kümmert“, sagt die blonde netze Hebi.
„Nicht kümmert?“ wiederholt Heiner tiefseufzend, und dann
springt er, ohne sich um Verstand und Wachstumsalter zu kümmern,
an die Tür und brüllt heraus: „Joseph, komm mal eben rein!“

Joseph kommt herein.
„Joseph, jetzt aber auf Ehr und Gewissen, was habe ich gesagt,
wie du mir begegnet bist und wie ich gemerkt habe, daß ich die
Hebi verloren habe?“ Joseph klappt die Hände zusammen,
nimmt die Hände an die Seiten und sagt:

„Gottgott nochmal, jetzt ist's schon acht Uhr und ich muß
noch einmal den ganzen Weg zurückfahren!“
Soweit die Schilderung dieser gruseligen Geschichte, über
deren Ende man nur sagen kann: „O — naß — ba!“

Aus deutschen Sagen.

Das Tränenkräglein.

Es war einmal eine Mutter und ein Kind, und die Mutter
hatte das Kind, ihr einziges, lieb von ganzem Herzen und
konnte ohne das Kind nicht leben und nicht sein. Aber da
sahnte der Herr eine große Krankheit, diese wütete unter den
Kindern und erkrankte auch jenes Kind, daß es auf sein Lager
sank und zum Tode erkrankte. Drei Tage und drei Nächte
wachte, weinte und betete die Mutter bei ihrem geliebten
Kinde, aber es starb. Da ergriff die Mutter, die nun allein
war, ein heftiger namenloser Schmerz, und sie ah nicht und
traut nicht, und weinte, weinte wieder drei Tage und drei
Nächte lang ohne Aufhören und rief nach ihrem Kinde. Wie
sie nun so voll Weids in der dritten Nacht an der Stelle saß,
wo ihr Kind gestorben war, tränenmüde und schmerzgequält
bis zur Ohnmacht, da ging leise die Tür auf, und die Mutter
schraf zusammen, denn vor ihr stand ihr gestorbenes Kind.
Das war ein seltsames Gelein geworden und lächelte sich wie
die Unschuld und schön wie die Verklärung. Es trug aber in
seinen Händen ein Kräglein, das war fast überfüllt. Und das
Kind sprach: „O liebes Mütterlein, weine nicht mehr um mich!
Siehe, in diesem Kräglein sind deine Tränen, die du um mich
vergossen hast! Die muß ich alle sammeln in dieses Gefäß.
Wenn du nur noch eine Träne um mich weinst, so wird das
Kräglein überfließen, und ich werde keine Ruhe haben im
Grabe. Darum weine nicht mehr um dein Kind, denn es ist
wohl aufgehoben, es ist glücklich, und Engel sind seine Ge-
spielen.“

Damit verschwand das Kind, und die Mutter weinte hin-
fort keine Träne mehr. Im die Grabesruhe und den Himmel
sahen ihres Kindes nicht zu stören, bezwang sie ihren tiefen
ungeheuren Schmerz.

Humor.

Als Zeuge.

„Können Sie uns sagen, wann die Streitigkeiten zwischen
den Eheleuten begannen?“
„Natürlich, ich war doch bei der Hochzeit dabei!“

Die Eltern.

„Ich höre, daß Sie Leipzig verlassen und nach Hamburg über-
siedeln wollen?“
„Ja, dann sind wir doch unserem Sohne in Amerika etwas
näher!“



Wir dürfen der
Mission. Er bringt
Räte der Stadt
lobt der Kaiser
bis er schließlich
Gemeinwesen
kam die Unzufrieden-
Durchbruch.

Nach kurzer Zeit
uns über die An-
aber wir sind ob-
das begannen ist
Schmach und
Deshalb muß
darüber werden,
können. Das ist
zweiten Punkt
Sollen wir ur-
wir nach wie vor
Wie der Vöte an
eine Verschlingung
Wällen Gerüste
Mauern hinweg
dem berichten, um
alle danach einste-
Sohn erzählte
Einzelheiten. Al-
wählte, kam gro-
sollen!“ Ichte ein
Vorbereitungen zu
ankündige. —

Der Bürgermei-
erfahren, wie es
zu dem Vorgetre-
lieb. Ich bitte a-

Zunächst melde-
hörte man abgerin-
falle, Gemeinjam-
Längere Zeit
tausch der Verlan-
schaute mit Frage-

Da erhob sich
Der Bürgermeister
„Von der Bo-
ich mir nicht viel
seine Zustimmung
hatten. Es wird
eines-möglicht
ist knapp. Wir
vollständigen Be-
Andere mangeln
vom Käte über-

ruhen, denn wir
aus denen alle
Proviant. Nur
Lebensnotwendig-

Der Bürgermei-
sprach er, „wir f-
und bei den Me-
Raum zum Essen
Die Verjam-
meldete sich zum

Herr von A-
ber Bürgermei-
Den Vorrich-
und Krieg sind
Bestände in die

Stadtgarten
P. Nackenlo.

Jeden Sonntag

Brauerei

Kreelder Str.

Der gute Tro-

reichh. Speisek-

Speise. Jeden

Stets frisch

Hotel Pillar

Kreelder Str.

Die gutbürgerl. Kde

Hildorfer Pils

München Löwenb

Separate Sala

gut geeig. i z H

Industrie

An der Rennb

Bestgepflegte

Hildorfer

Franziska

la. Küche

Vereinzm ca



DER RITTER VON ST. QUIRIN

Erzählung aus der Geschichte der Stadt Neuss anno 1474-75

Von Heinz Schmidt-Görtz
Nummer 14

Wir dürfen den Boten beglückwünschen zu dem Erfolg seiner Mission. Er bringt eine Botschaft des Kaisers mit, die ihm vom Räte der Stadt Köln ausgeschrieben wurde. In dieser Botschaft lobt der Kaiser unsere Standhaftigkeit und bittet auszuhalten, bis er schließlich eingreifen kann.

Gemütemel unterbrach die Rede des Bürgermeisters. Deutlich kam die Unzufriedenheit mit der Haltung des Kaisers zum Durchbruch.

Nach kurzer Zeit fuhr der Bürgermeister fort: „Wir freuen uns über die Anerkennung und den guten Willen des Kaisers, aber wir sind ohnehin gezwungen, im Werte durchzuhalten, das begonnen ist, dem Auftrag des Widerstandes bedeutet Schmach und Schande.“

Deshalb müssen wir Vorkehrungen treffen. Wir müssen klar darüber werden, wie wir den Widerstand führen und fördern können. Das ist der eine Punkt, der uns beschäftigen muß. Als zweiten Punkt stelle ich die Verteidigung zur Aussprache.

Sollen wir uns nur auf Verteidigung einstellen, oder sollen wir nach wie vor auch angreifen? — So lautet meine Frage! Wie der Bote ausgefandenes hat, versucht der Burgunder eine Verschlebung der inneren Stadt, indem er vor unseren Wällen Gerüste bauen läßt, von denen die Kanonen über unsere Mauern hinweggeschossen werden. Nun mag der Bote selbst von dem Bericht, was er drüben wahrgenommen hat, damit sich alle danach einstellen.

Hehn erzählte seine Reise und seine Erlebnisse mit allen Einzelheiten. Als er die Begegnung mit dem Burgunder erwähnte, kam große Heiterkeit auf. „Hätt' ich ihn erschlagen sollen!“ schrie ein Bürger. Am Schluß berichtete Hehn über neue Vorbereitungen zum Sturm, die der Bau von Bastionen draußen anfügte.

Der Bürgermeister nahm wieder das Wort: „So habt ihr erfahren, wie es mit dem Feinde steht. Wer wünscht sich nun zu dem Vorgehen etwas zu äußern. Abermanns Rat ist uns lieb. Ich bitte also, daß alle Stände sich frei betennen.“

Zunächst meldete sich niemand. Aus dem Stimmengewirr hörte man abgerissene Worte heraus wie Holz, Proviant, Ausfälle, Gemeinlichkeit und andere.

Längere Zeit hatte der Bürgermeister einem Gedankenanstrengung der Versammlung Raum gegeben. Jetzt erhob er sich und schaute mit fragendem Blick umher.

Da erhob sich Kötter, einer der Hauptleute der Schützen. Der Bürgermeister schlug mit dem Silberhammer auf.

„Von der Botschaft des Kaisers“, so begann Kötter, „kann ich mir nicht viel versprechen. Sein Verhalten ist so unklar, wie seine Zusage. Das einzig genaue ist die Bitte zum Ausweichen. Es wird an uns liegen, ob wir sie erfüllen können. Auf eines-müchte ich heute schon hinweisen. Das Holz zum Feuer ist knapp. Wir müssen damit sparen und bei länger Dauer der vollständigen Belagerung wird es bald an dem Einen und Anderen mangeln. Ich schlage vor, daß alle Bestände an Waren vom Räte übernommen werden. Sankel und Geschäft muß ruhen, denn wir bilden jetzt eine Familie. Zwei Tausend genügen, aus denen alle ihr Essen erhalten. So sparen wir an Holz und Proviant. Nur so halten wir Ordnung und Ueberblick über Lebensnotwendigkeiten, mit denen wir haushalten müssen.“

Der Bürgermeister nickte. „Ich stimme dem Vorschlag zu“, sprach er, „wir können die beiden Klüßen bei dem Oberbanten und bei den Regulierten Chorherren einrichten. Dort ist ein Raum zum Essen und Familien werden es holen lassen können.“

Die Versammlung beendete ihre Zustimmung. Ein Ritter meldete sich zum Wort:

„Herr von Anstiel!“ mit einer Bewegung der Hand forderte der Bürgermeister den Ritter zum Sprechen auf.

„Den Vorschlägen stimme ich voll und ganz bei. Geschäft und Krieg sind unvereinbare Dinge, deswegen gehören die Bestände in die Hand eines verantwortlichen Rates. Jeder hat

gleiche Ansprüche auf Leben, wie wir gemeinsam jetzt dem Tode ins Auge schauen. Ergänzen möchte ich den Vorschlag des Hauptmanns Kötter. Die Defensie halte ich aus zwei Gründen für falsch. Sie ermutigt den Gegner zum Ausweichen, weil er die Untätigkeit als Wehrlosigkeit ansieht. Dann ist die Gefahr für den Geist in der Stadt, weil Trägheit Wagemut erzeugt.“

So oft es uns möglich erscheint, sollen wir den Feind beunruhigen, sollen ihm fühlbaren Schaden zufügen. Das wird uns beleben und den Burgunder mehr und mehr entmutigen können.“

Beifall unterbrach den Sprecher, dann fuhr dieser fort: „Schon, die vom Feinde vor den Bollwerken des Oberbanten errichtet werden, müssen wir gleich zerstören. Die Ritterschaft ist bereit, den Ausfall sofort zu wagen.“

Minutenlang brauste der Beifall zu dieser Rede durch den Saal. Jedes Wort verfiel in den hohen Bogen der Begeisterung, die sie ausgelöst hatte.

Es dauerte eine geraume Zeit bis der Bürgermeister sich zum Schlußwort Gehör verschaffen konnte. Endlich herrschte Ruhe.

„Die allgemeine und spontane Zustimmung läßt eine weitere Abstimmung und Beratung überflüssig erscheinen. Ich freue mich, heute wie zu Beginn des Streites einen einigen Willen der Stadt Neuss feststellen zu können. Den Landgrafen wird das Ergebnis unserer Beratung besonders freuen. Das Beschlüsse soll in die Tat umgesetzt werden. Möge Gott unsern Taten Erfolg verleihen.“

Die Versammelten hatten sich erhoben. Einzelne strebten zu einander, bildeten Gruppen, lösten sich wieder; von der Treppe hallten Schritte und Gemurmel. Endlich schlug unten die schwere Tür des Rathhauses zu.

Die Türen hatten es verlassen. Oben am Fenster stand allein der erste Bürgermeister Johann von Erprath und schaute auf den Markt, über den die Meisten aus der Versammlung sich entfernten. Er hob ein mit Siegel versehenes Blatt Pergament und schaute sinnend darauf. Seine große Sorge hatte er vor der Versammlung verborgen, aber jetzt sprach sie wieder aus tiefer Seele zu ihm.

„Noch immer kein entscheidender Schritt?“ — Wochen sind verfloßen. Mit Heidenmut opfern sich die Bürger dieser Stadt. Wie lange noch? — Ist es nicht eine deutsche Sache, die wir verschonen? — Kennst denn ein Kaiser nur die Sorge um seine Hausmachtstellung? Der Bürgermeister lachte bitter. Unwilliger Kaiser! Du sprichst so leicht von der Pflicht des Volkes, derweil schon im Volk mit Spott das Wort sich prägt: bella jerrant illi, tu felix austria mube. Kriege mögen andere führen, du glückliches Österreich heirate! — (Maximilian und Maria von Burgund. Sohn Friedrich III. Tochter Karl d. Kühnen. Ein Plan, der nicht zustande kam.)

Von Erprath warf die Botschaft auf einen Tisch, der neben ihm am Fenster stand. „Anstehen! — Ha-ha-ha, gnädigster Kaiser. — Und doch muß es sein! Es muß sein — nicht wegen der schönen Worte, die die Botschaft uns zum Lobe spendet, nicht um der wenigen Menschen willen, die in diesen Mauern eingeschlossen sind. Heimat, was würden deine Kinder sagen, wenn wir zag und feig wären? Was aus uns wird, sorgt mich nicht zumeist. Wohl ist auch hier die Zukunft dunkel, ich sehe unsere Not, sie steigt und steigt. — Verantwortung für Jahrhunderte deutschen Lebens liegt sich mir hart auf die Schultern. Schmach und Schande winkt durch Uebergehung. — Nein! Dann lieber zugrunde gehen, sich entgegenwerfen einem scharfen Schwert, welches das jergenvolle Herz stille macht. Doch auch das ist keine Rettung vor Erbarmlichkeit, denn auf mein Grab würde sich die Schande schichten und mich im Tode noch brüden.“

Der Bürgermeister verlor sich ganz in diesen Gedanken. Er hörte und sah nichts mehr. Er sprach fuhr er zusammen, als eine wohlklingende Stimme ihn ansprach:

„Deshalb so in Gedanken, verehrter Bürgermeister, warum diese Sorge, da sie noch nicht einmal groß? Habt Mut und Vertrauen, denn die Vollbringung eines Wertes verleiht kein Mensch, auch nicht, wenn er Kaiser ist. Habt Göttervertrauen!“

Bewirrt schaute von Erprath auf. Vor ihm stand der Ritter mit der weißen Straußfeder auf dem Helme. Das Visier hatte er hochgeschlagen und ein paar märchenhafte Augen sah er auf sich gerichtet.

„Bergeist, edler Ritter, habe ich laut gedacht, daß ihr meine Gedanken kennt?“, fragte der Bürgermeister, „Ihr habt mich überrascht, doch darf ich bitten, Eure Bekanntschaft zu machen?“

Ein seltsames Lächeln umspielte die Lippen des stattlichen Ritters.

„Nennt mich Achromatis; viel Zeit ist mir nicht gegeben. Ich wußte Euch in Sorge. Mein Herr, der stärkste Fürst, gab mir kurzen Urlaub, Euch zu trösten. Euer Amt ist jetzt schwer — und heilig Eure Pflicht. Geht mutig an's Werk! Zuerst wie Ihr eben beraten habt. Vertrauet auf Gott und dessen Hilfe! Ein rechter Führer müßt Ihr sein — unverzagt; nehmt in der Not das größte Opfer selbst auf Eure Schultern. Eure Stadt ist dann wohl bewacht.“

Der Bürgermeister wollte dem Ritter die Hand reichen und ihm für den starken Trost danken. Doch der schritt lautlos hinaus und verschwand wie ein verlöschendes Licht. Von Erprath rief sich die Augen. „Habe ich geträumt?“ fragte er sich selbst und erschrocken vor der eigenen Stimme. „Ich bin doch noch!“ — Er ergriff das Pergament vom Tisch und ging eilig hinaus, die Beschlüsse der Versammlung auszuführen.

13. Kapitel.

Der Wächter vom Quirinus meldete, daß burgundische Zimmerleute schon die Hölzer zu Bastionen schichteten. Landgraf Hermann, der von dem Ergebnis der Versammlung unterrichtet war, bat die Führer zu sich, damit der Ausfall in aller Heimlichkeit vorbereitet werden könne.

Die Schützen wurden verteilt und standen auf dem Wehrgang hinter der Mauer bereit. Geladen und gerichtet waren die Feuerwaffen. Vor dem Hamor sollte die Ritterschaft sich bereit halten, während die Jüngste sich am Overtor mit den Fußmannschaften sammelten.

Der Burgunder fand in seinem Zelte keine Ruhe. In allen Lagern tauchte er auf, um nach dem Rechten zu sehen. Mißtrauen erfüllte ihn, und oft lag er voll Grimm in seinem Sessel und starrte in schweren Gedanken in leere Ferne:

Sollte dieses Neß seiner Macht noch lange trocken? — In drei Tagen wollte er den Widerstand gebrochen haben und nun? — Wochen, Monate belagerte er die Stadt.

Die Nichterfüllung seiner Machtpläne war das grausamste Schicksal, das ihn treffen konnte. Kein Ideal rührte an das kalte Herz, um es in trüben Stunden zu beleben und zu begeistern. Macht — es war alles! — Und hier scheiterte sie.

In dem Herzog schrie die Rache. Es hatte nichts genügt; nur an seiner eigenen Seele traß sie wie ein Wurm an einer Frucht. Mit dem Fuße trat er heftig auf, um seinen Zorn zu dämpfen. Was nützte es ihm? — Nicht einmal einen Schall gab der Teppich zurück. Nichts geschah, was seinen Zorn gemildert hätte. Stärker nur brannte drinnen das Feuer einer unbefriedigten Rache.

Schwer rangen sich Seufzer aus gequälter Seele. Trotz des belebten Lagers ringsum fühlte der Herzog sich einsam. Er wollte auch niemanden außer der Dienerschaft um sich sehen. Was waren sie ihm denn? — Rachen die Fürsten und Höflinge seiner wegen? — Wo blieb er, der den Widerstand der Städte bricht. Wer öffnet ihm die Tore? Wartet, wartet, ihr Neuffer! — Vor

Mut preschten sich bei solchen Gedanken die Zähne des Herzogs aufeinander, daß sie knirschten. Ohnmacht erfaßte ihn, rüttelte und schüttelte Leib und Seele, daß er es nicht mehr zu ertragen vermochte.

In solchen Stunden verlangte er sein Pferd. Mit bleicher, verführer Miene tritt er durch die Lager und in das Büschelverland hinein. Dann war er der Schrecken seiner Truppen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Egoist.

„Wollten Sie nicht im vergangenen Monat nach Italien reisen?“

„Allerdings, aber es ist mir dann doch zu kostspielig gewesen. Als Ersatz singt mir meine Frau des Abends das Lied: Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n? vor und ich esse dazu Orangen.“

(Anschluß.)

Stadtgarten - Restaurant P. Neckenlo. Jeden Sonntag: Konzert. Kapelle: Au, Kreuter	„Im Römer“ Josef Hoster — Oberstraße 12c — Schattiger Garten — Angenehmer Familienaufenthalt Vereinszimmer bis 65 Personen Kegelbahn, Oefentl., Fernspr. 4895	Nach dem Sonntags- spaziergange zu uns Neusser beliebte Winkel Heute, Wohin?		Restaurant „Sängerheim Hohenzollern“ Jos. Tillmann Hermannplatz Ecke Kapitelstr. Ruf 5142 Die wohlbekömmlichen, beliebten Bismarck-Biere, Barmen, Weine, Schnitten. Vereinsaal für ca. 120 Personen.	Restaur. „Zum Pömpke“ Inh. Jakob Sprenger Büttger Str. 63 Ruf 4070 Altdeutsche Bierstube Bestgepflegte Biere und Weine diverse Schnittchen	
Brauerei „Im Kessel“ Krefelder Str. 42 Ruf 5751 Der gute Tropfen Neuer Art Alt-Bier reichh. Speisekarte, Kalte, warme Speise. Jeden Freitag Reibekuch. Stets frische Muscheln	Restaurant „Zur Krone“ Inhaber Peter Neidhöfer Bahnstr. 55 Ruf 4793 Dietsch's Bier hell und obergärig Vereinszimmer f. ca. 80 Personen	Restaur. Jaeger Am Markt 27 Ruf 5668 Bestgepflegte Biere Ausschank von: Wicküler Pils Schumachers Obergärige Vereinszimmer bis 60 Personen Synchons außer dem Hause		Restaur. Bürgerhof Friedrichstr. 41/48, Inh. H. Paar, Ruf 3420 Das beliebte gemüll. Familien-Restaurant Gelegte Biere — Weine — A. Köhn Gesellschaftsraum Schöner Saal für Vereinsfestlichkeiten Jeden Sonntag Tanz	Obergär. Brauerei „Im Dom“ Inh. Heinz Wiertz Michaelstr. 75 Ruf 5284 Das beliebte Obergärige Neuer Art Kalte und warme Speisen Seit 1701 im Besitz der Fam. Wiertz	
Hotel Pillartz F. Bömlinghaus Krefelder Str. 62 Ruf 4613 Die gutbürgerl. Köche, appt. Bier u. Weine Hildorfer Pils Dortmund Union Münchener Löwenbräu Granzeuill Pilsener Separate Säle für ca. 50 bis 100 Pers. Jede geigen, 1 r. Hochz., Vereine u. dgl.	Industrie-Hotel An der Rennbahn Ruf 3093 Bestgepflegte Biere Weinkarte Hildorfer Pilsener Franziskaner Leisbräu 1a. Küche Konferenzzimmer Vereinszim ca 60 Pers. — Billard	Quirinusbrauerei Niederstrasse 32 We. Mich. Schmitz, Neu 1/2 Liter Obergär Lagerbier 18 1/4 Liter Edelbitterbier 20 Am Schalter 1 L. Oberg. Lager- bier 60 S., 1 L. Edelbitterbier 70 S.		Restaur. Paul Paar Niederstraße 41 Ruf 3660 Die bekömm. Hildorfer Biere Gesellschaftszimmer, ca. 100 Pers. lassend, noch einige Tage in der Woche frei. Bundeskegelbahn (Freitags noch frei). Billard.	Brauerei für obergäriges Bier „Zum Marienbildchen“ Niederstr. 42/44 Ruf 5682 Das beliebte Obergärige Neuer Art	
Ein Inserat nicht unterlasse! Es bringt dir Geld in deine Tasche!		Restaurant Peppekus Kapitelstr 25 Ruf 2540 Das Haus der guten Küche Bestgepflegte Biere Weinkarte Gesellschaftsräume		Im Vommur das köstliche Eis, das tiefgekühlte Siechenbier Kaffee-Restaurant Haus Niedertor	Korn? nur Giesen's Theodor Giesen, Neuß, Kornbranntwein-Brennerei	Zeughaus-Stube Inh. Herm. Paukstadt. Das gemütliche Restaurant im Zeughaus Bestgepflegte Biere Dortmund, Aktien Hildorfer, Pilsener Schumacher Ale Mittagsessen M. 1,10, Im Abende M. 0,80

Ne

Bezirk
35 Personen
insolge
nicht zu
Hauptge
Christl
Bahns
Amtl

Heim

Nr. 227

Der Reich
Bad Godeshe
nachmittag 2.20 h
bis Dienstag hi
SA, SS, und d
Bereits im R
minister Darre,
führer der SS, f
führer von Hüh
und andere hier
Die Stadt G
festlichen Empfa
Fahnnenschmud.
viele tausend SA

Berlin, 21. A
 berg verlamme
 und des Stahlst
 wie die Nationa
 einhalsftündige
 Fragen des n
 sagte. Nach ein
 umwälzungen in
 neren Widerst
 ralismus u
 gangene Jahrhu
 wahrhaftig
 die Zeitenwende
 Die große Aufg
 Führerausl

Italien—Dester
Paris, 20. A
den als Gegen
Dr. Dollfuß
österreichische
hungen. Der
des Dollfuß sich
hinsichtlich des
seiner Heeresfrä
auf 30 000 Man
sation der Fein
Einstellung Ita
dent nichts erf
für die Gest
beden, wes
rung zwischen
stärkung der
ändern und
sein, gewisse
Italiens auf
gebietes für
Frage des k
schafflichen Zu
Wolle zu spie
ung an sich
durch die lgar
in italienisch
Maße zu unter

Die Besprechung
Ministerpräsidenten
mein als die
reich und Itali
trachtet, darübe
fürzlich erfolgte
Rom auch als
Oesterreich,
großen Fragen
Raumes. Dab
Gedanken verfo
Zusammenf
erzielen, damit
Entente im Ra